



Schwarzwälder Sonntagsblatt

Altensteig, den 25. Dez. 1942

Wochenzeitung des Schwarzwaldes

Nummer 52 (64. Jahrgang)



Heiliger Abend

Vieltausend Kerzen sind entbrannt!

Licht überm Land —
Leuchtender Weihnachtstrom,
Gefreiter und Leutnant
Ruh'n im gleichen Raum
Ruffischer Erde.
Aber in dieser Nacht
Scheint es, als werde
Leben — noch einmal erwaucht —
Dem wir einst verbittert
Und schweigend das Kreuz gezimmert.
Leise schimmert
Ein Licht. Ja! Die Weihnacht zittert
Singend von Grab zu Grab —
Vieltausend Brüder ich hab' —
Vieltausend Kerzen sind schon entbrannt

Und wandern tief in das östliche Land.
Und ward hier Opfer um Opfer gebracht,
Nun suchst auch die Heimat in der uralten Nacht
Der Wandlung, des Lichtes, der wachenden Flammen:
Da tauschen Tod und Leben zusammen,
Ahn und Entel werden vereint —
Und wo eine einsame Mutter weint,
Es klingt der Weihnacht Melodie:
Die Toten, Mutter, vergessen dich nie!
Sind immer bei dir, sind immer bei uns!
Brüllt auch der Kriegsgott ebernen Runds —
Heut' nacht werden alle reinen und frommen
Herzen leis zueinander kommen. — —
Ob Tod oder Leben — es ist alles erwaucht
Im glühenden Lichte der weihnachtlichen Nacht

Kriegsweihnachten 1942

Von ARTUR BRAUNJEWETTER.

Der holde, uns allen so wohl vertraute festliche Klang der Kerzen grüßt uns auch in der vierten Kriegsweihnacht, ob wir sie nun draußen an heilumstrittener Front oder ob wir sie drinnen in der Heimat erleben.

Weihnachten ist da, und wir lieben dies Fest vor allen anderen. Denn es kommt zu uns mit Waldesgrün und Tannenduft, es trägt uns die himmlische Helle in die lange Winternacht und in den trogenden Kampf um unsere Selbstbehauptung den leuchtenden Sieg. Es ist seit altersher gerade uns Deutschen das Fest des Lichtes, der Freude und der Liebe.

Lichtkultus ist die Religion der Germanen wie aller arischen Völker. Weihnachten ist alles Licht. Licht von oben, Licht aus den Tiefen. Da schwingen die Lüfte, da singen die Engel. Da leuchten die Sterne wie die großen, gütigen Augen Gottes, strahlen die Erfüllung hinab auf eine in Sehnsucht bangende Welt.

„Das ew'ge Licht geht da hinein
Gibt der Welt einen neuen Schein.
Es leuchtet wohl mitten in der Nacht
Und uns des Lichtes Kinder macht.“

Datum sagt Shakespeares, daß immer, wenn die Jahreszeit naht, in der wir die Geburt des Heilandes feiern, der Morgenvogel die ganze Nacht singe. So gnadenreich und heilig ist die Zeit.

Licht und Freude aber gehören zusammen. Rein, es ist nicht die sinnliche Freude, welche die Antike feiert und zum Maßstab aller Freuden macht. Es ist eine geklärt, eine verklärte Freude. Die Freude, die uns aus Zweifel und Jagen, aus Sorgen und Not und Angst der Welt auf leichten Schwingen emporhebt in die Gefilde des Ewigen und Bleibenden. Aber es ist auch irdische Freude, und man soll sie nicht gering achten. Beglückte Eltern und Geschwister, denen dies Fest die schönste aller Weihnachtsgaben schenkt: mit dem aus langem, schwerem Frontdienst beurlaubten Sohn unter dem Tannenbaum stehen zu können.

Da öffnet die Heimat ihre Pforten. Die Kindheit lebt auf. Graue Zeiten werden wach. Und die wir gestorben wähnen, die, von heiliger Liebe getrieben, das größte, schönste aller Opfer brachten: Ihr junges verheißendes Leben für ihr Vaterland zu geben, sie werden wieder in uns lebendig. Sie wandern mit uns durch immergrüne Tannenhaine, durch Sterne und durch Kerzenlicht. Und stärker als je fühlen wir uns herzlich verbunden mit ihnen in der Größe der Liebe, die nie aufhört.

Denn zu den beiden, Licht und Freude, tritt das dritte: die Liebe. Und auch diesmal gilt es von ihr: daß sie die größte unter ihnen ist.

Keine der Zeit und dem Wechsel untertane Liebe. Die große Liebe Gottes, die Weihnachten ihr Bestes, ihr Bestes gibt: den Heiland der Welt.

Der hehre Gedanke einer freudig und freiwillig sich hingebenden Liebe, der Treue bis in den Tod, war von den ältesten Zeiten her ein Gedanke von deutscher Art und Kraft. Gerade er erhob das Christentum über alle Religionen der Welt, machte es zu einer Kulturmacht ersten Ranges, die tief im germanischen Wesen und Leben verwurzelt war.

Und die jetzt da draußen ihr Leben für ihr Vaterland gegeben haben, sie haben den tiefsten und letzten aller Opfergedanken zur Tat gemacht. „Niemand hat größere Liebe denn die, daß er sein Leben lasse für seine Freunde“ ... für sein Volk, für sein Vaterland.

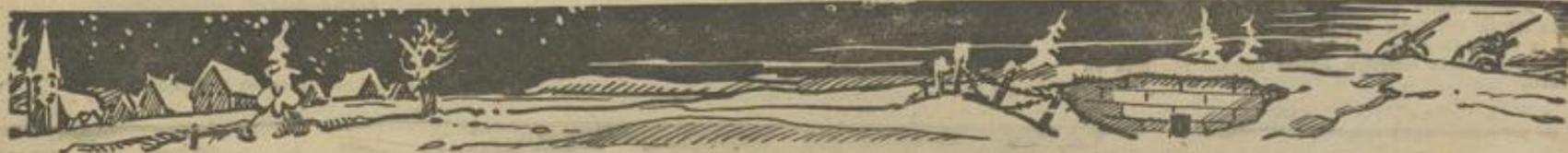
Die große Liebestat aber soll aller teilhaftig werden, draußen und drinnen.

Draußen offenbart sie sich in den Sendungen der Heimat. Mit wieviel Mühe und Sorgfalt, mit welchen herzlichsten Wünschen, mit mancher heimlichen Entbehrung, vielleicht auch mit mancher stillgeweinnten Träne sind sie gepackt und gesandt. Geschenke, die eine Seele haben, in denen ein Herz voller Liebe und Sehnsucht pocht.

Und wer sie empfängt, der steht im Geiste mit den geliebten Seinen, mit Frau und Mutter und Kindern unter dem heimatischen Weihnachtsbaum, und all seine Gedanken und Wünsche sind bei ihnen.

Drinnen aber ist sie sozialer Art, ist Volksgemeinschaft im höchsten und schönsten Sinne des Wortes.

Aus einer aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts entkommenen Urkunde erfahren wir aus dem „latium sero“, dem Geschenk des freigegebenen Abends. An diesem waren die



Häuser von unten bis oben hinauf geöffnet, damit jeder Bedürftige ungehindert eintreten und eine Gabe sich holen konnte. Man darf klagen für die Armen und Notleidenden und stehende Pöbel für sie an. Ja, es hieß, daß, wer an jenem Abend nichts verschienke, selber ins Unglück käme.

In diesem Geist des Lichtes, der Freude und der Liebe Weihnachten feiern als das deutsche, tief in unserem Volkstum wurzelnde Fest, seine erlösende Liebe in still und stark gewordener Seele fühlen, durch sie erwidert werden, erleuchtet und durchglüht zu gleicher Liebe, zu gleichem Glauben und Hoffen, zum frohen Wagen und Tragen, auch wenn es Kampf und Entbehrung bedingt und Aufgabe mancher lieben Friedensgewohnheit, wenn es Entfagung und Opfer von uns fordert bis zur Hingabe unseres ganzen Selbst an die Größe und Heiligkeit der Sendung, der zu dienen wir berufen sind, ob wir draußen oder drinnen kämpfen — das heißt das Licht, die Freude und die Liebe. Weihnachten mit den Händen der Sehnsucht ergreifen, bis sie Erfüllung wird. Heißt den Glauben erfahren, der tätig ist in der Liebe und durch ihn dem Sieg den Weg bereiten, der kommen wird und kommen in u. g. durch Gottes Gnade und die eigene stählerne Kraft.

Winterfönnenwende

Die Sonne steigt mit jedem neuen Tag
Aus dieser heiligen Nöchte Sockophog
Empor ins junge, helle Morgenlicht.

So heb auch du, o Mensch, dein Angesicht
Aus tiefer Dunkelheit, aus Not und Nacht
Und grüß die Erde, die so froh erwacht!

Erfieh als einer, der es überdenkt,
Welch hohe Kraft dies kleine Dasein lenkt
Und jedes Wesen weise weiterföhrt.

Auch sei von Ehrfurcht leise angeröhrt,
Nimm dir im stillen Grund des Herzens vor:
Zu schreiten durch das goldne Morgenrot

Wie einer, der im Tale einsam schlief,
Den nun der Gott mit tausend Stimmen tief
Hinauf in seiner Berge hohen Tag.

So steige aus der Nöchte Sockophog
Empor ins neugebörne Morgenlicht,
Den Ruf der Sonne hell im Angesicht.

Rifons Gaydul



Der Weihnachtsbrief seines Jüngstern



Wohlbeschöhrt feiern wir das Fest — durch seine Treue!

Fackeln in der Weihnöcht / Erlebnis von Margarete zur Ventlage

„Fackeln in der Weihnöcht“ — Wenn ein Altensteiger die Erlebnisföhlderung der niederdeutschen Döchterin Margarete zur Ventlage liest, blenden nicht vor seinem geistigen Auge die einst am Weihnöchtsabend am Hellsberg lodenden Feuer und die sich am Berg hingiehende Perlenschnur leuchtender Fackeln auf? Wird ihm nicht die Stimmung und der Zauber eines solchen Abends zur glöcklichsten Erinnerung?

Leise rieselt der Schnee und deckt Weg und Flur mit weichen Matten. Im Dämmerlicht liegt friedvoll verträumt das Stödtchen. Kaum senkt sich der Schleier der Nacht, da beginnen die Feuer auf dem Berg zu spröhren und die Stuben schwenken ihre lobrönden Fackeln. Einstimmig aus vielen jungen Kehlen, untermischt mit dem Bass der Alten tönt es ins Tal „Nun danket alle Gott!“ Der Bläserchor setzt ein mit Weihnöchtsliedern „Stille Nacht — heilige Nacht.“

Ist es die Kraft allüberföhrt Brauchtums, ist es der Mythos germanischen Lichtglaubens, der diese Weihnöchtsfeuer immer von neuem auflockern löst und uns in ihren Bann zieht? Einerteil. Wenn der Frieden die Kriegsweihnöchten wieder abgelöst hat, werden die Weihnöchtsfeuer wieder brennen und sich unsere Herzen von neuem an ihnen entzünden!

Doch nun das Wort der Döchterin:

Nöchts um zehn Uhr hielten wir uns bereit, von unserem warmen Blochhaus am Schwendberg zur Christmette ins Tal hinunterzusteigen.

Felix, Rosal, Trefal und Jörgel, Hanns, Biess, Margret und Houis, denen wir bei uns beschert hatten, nachdem wir zuvor auf ihrem 6terlichen Hof beim Festmahl und der Anbacht auch dabei gewesen, waren eben mit den neuen Pöppchen und Kühen und was sie sonst noch erhalten hatten und mit allem frohen Lärm von uns fortgelassen. Mitten in der fast zu plötzlich stillen Stube, mit noch allen Beweisen des festlichen Auftrages, stand nur noch der geplünderte Christbaum, wie wir ihn am Boden festgenögelt hatten.

So schnallten wir uns jetzt die Steigeren unter, zogen uns Mäntel und Rügen über, löschten die niedergebrannten

Weihnöchtliches Brauchtum

Nirgends in der Welt hat das Weihnöchtsfest einen so tiefen und gemeinschaftsgeföhltenden Gehalt gefunden wie im Gemüt der Deutschen. Durch die Verschmelzung mit der durch Jahrtausende wirksamen Kraft alten Ahnenglaubens wurde Weihnöchten das deutscheste aller Feste im Jahreskreis, und die Gestaltung, die das germanische Volk ihm gab, föhrt weit über kirchlich-dogmatische Formen hinaus in das Wesen der Volkspersönlichkeit.

Wenn Wodan, Erhalter des Lebens und Lichtes, das Rad der Sonne, das Pul, wieder den Kreisen des Fröhlingens entgegenbewegt, feiern die germanischen Menschen das Fest des Winterfönnenwende. Zwölf Tage lang ritt Wodan mit seinem Heer durch die Nöchte, Leben und Licht über das Dunkel des Winters breitend. — zwölf Tage ruhten die Waffen und die Arbeit. In den Nöchten brannte der Jullöch auf dem Herd, in den weiten Höfen sahen die Geföhlsmänner mit ihren Föhren, die ganze „Trucht“ mit Edlen, Freien und Unfreien, bei dieser Feier miteinander vereint. Niemand litt Not, alle wurden beschert, kein Mann, kein Kind, dem in diesen Tagen erfüllter Lichtsehnsucht nicht Freude und Dank aus den Augen leuchtete.

In hundert landschaftlich abgewandelten Gestalten geht in den Weihnöchtstagen der „Herr der wehenden Geister“ zwischen Himmel und Erde“ durch das deutsche Land. Licht und Freude schenkend. — als Nikolaus, Pelzmärl, Knecht Ruprecht heißt im Althochdeutschen Hruodpercht — der Ruhmstrahlende — genau so wird Odin in der Edda genannt. In manchen Gegenden wird dieser Gabenspende zugleich von Heilsgöngern begleitet. In Ostpreußen geht in der Advents- und Weihnöchtszeit der Schimmelreiter, der Klapperhock, der Erbsenbär um. — Gestalten uralten Volksglaubens, nachdem ein Föos dunkler Dömanen von Wodan vertrieben wurde. Wie im Brauchtum des ganzen Jahres erscheint auch zu Weihnöchten, hier in der Hand des Gabenspenders, die Rute, das immer wiederkehrende Symbol der Fruchtbarkeit.

Wo Deutsche in der Welt leben, vereint der Schimmer des Kerzens sie zu einer feiernden Gemeinde.

Kerzen am roten Eisenluster aus, und standen gleich darauf draußen vor dem Hause, betrosfen vom süßen Frieden der Nacht und dem klaren Sternhimmel über uns.

Aus der Tiefe blühten Lichter herauf, der letzte Zug der Tal-Eisenbahn wand sich hell erleuchtet und winzig dahin, Schneehänge verdimmert blau unter uns; und über uns stiegen die großen schwarzen Wälder steil bis an den Himmel hinauf, in dessen Sterngeföckel ringum die Berge in dunklen Nöchten hineintrugen, als wären Stöde herausgeschnitten. Unter uns lagen alle Orte und Geföhle, über uns wohnten nur noch die Hirten.

Als wir sahen, daß es hell genug war, hingen wir die Laternen wieder weg, die wir hatten mitnehmen wollen, und schlossen die Haustür zu. Zwischen hochaufgetürten Schneemauern wie in engen weihen Schluchten und auf vereisten Pfaden, die gleich gefrorenen Bächen waren, durch das Lausen bei Tage und wieder Frieren bei Nacht, ging es nun flirrend auf den Eifen ins Tal.

Doch was waren das für schnell sich bewegende Lichtpunkte überall an den Bergen? — vor uns, jenseits des breiten Tales, und über und neben uns, so weit, wie wir sahen — über die hellen Schneeflächen eilend und durch die dunklen Waldstrecken fliegend?

Hirten waren es von den Höhen, sagten Kinder, die uns eingeholt hatten. Ueberall sprangen sie mit brennenden Fackeln von den Almen hinunter ins weihnöchtliche Tal.

Jetzt flirrte und schlitterte es auch bereits auf Eifen und Alzöhlen hinter uns, Lichtschein trat uns immer heller im Rücken; und schon sprang und schwang es sich mit Fackelbränden, Schwärme von Funken hinter sich lassend und uns zuräuchend, an uns vorüber hinab. Immer mehr und mehr, oft ein ganzer Zug; dunkle, freudig eilende Gestalten, die manchmal im Fackelschein ausleuchteten, in einer Wolke von glühendem Schneestaub, und einander überholten mit Gleiten und Springen, wie wenn jedes beim Rinde der erste sein wollte, um es anzuberen.

Als plötzlich das Weihnöchtgeläute anhub, warfen sie verstummend die Fackelbrände weg, daß hier und da ein Bündel glimmender Späne am Wege auf dem Schnee lag und lang

Das Bäumchen

Stizze von Obergeföhrt Willi Aufferman

„NRK „Eintritt streng verboten!“ warnte eine Tafel an der Anheulir.

Dreimal täglich rollte Schwester Martha auf einem Holzwägelchen die Föferschleimuppe durch die Parade. Das waren die freudigsten und lichtesten Momente. Und wieder versanken wir in unser einlamies Kleinsein, in dunkle Träumereien, die der Heimat galten. Wir waren nicht transportföhig. Wir hatten die Ruhr. Nöllert lagen wir in Glaszellen.

Weihnöchten nahte. Der zunehmende Frost überzog die Fensterscheiben mit fingerdicker Eisschicht, taubte uns die Sicht ins Freie. Draußen brauste der Schneesturm, brumnten die schweren Dieselmotöre, die oft neue Verwundete aus dem Donesbeken ins Lazarett brachten. Immer stiller wurde es in Parade V. Seit Monaten waren wir ohne Feldpost.

Da brachte eines Tages Schwester Martha ein Bäumchen mit. Ein kleines mischachenes Nadelbäumchen aus der Steppe, das ihr ein Fahrer überlassen hatte.

Draußen rollte die Artillerie und ließ die Holzwände der Parade erzittern. Ohne Schmutz, ohne Varnetta und Kerzen fand das Bäumchen im Flur. Verzöhmt heftete die Schwester einen selbstgeföhrtigen Papierkern an der Spitze. Scherz Worte flogen ihr zu. Sie lachte und — schluckte. Plötzlich weinte sie laut in ihre Schürze und lief hinaus.

Totenstill war es geworden. Endlos langsam vergingen die Stunden.

Der Abend dämmerte.

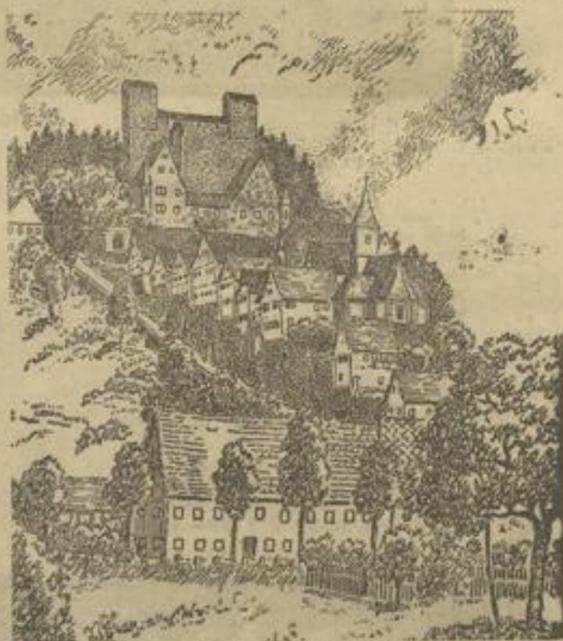
Da kam sie wieder. Lautlos huschte sie von Bett zu Bett und sammelte die wäghernen Kottlichter ein, stellte sie im Kreis um das Bäumchen. Sie nahm die Fieberthermometer und hängte sie als Eiszapfen in die Kette. Sie pupste Verbundswatte zu klauigen Schöen. Und plötzlich flog ein Weihnöchtslied durch die schimmernde Parade. Wie aus jerner Kindheit flog es in unsere Herzen und letzte sich jetzt, wies uns den weiten Weg zurück, über verschüttete Jahre in eine andere Welt.

Der Arzt stand an der Tür. Er wollte zu uns sprechen — und konnte nicht.

Das Geföhlt ins Strohlöfen gedrückt, die Dede über den Kopf gezogen, haben wir unser Heimweh in uns hineingeheult. Sechsendachtzig Mann in Parade V. Ohne uns zu schämen.

Das knisternde Bäumchen war schuld, das schlichte Nadelbäumchen mit dem Papierkern an der Spitze. Draußen grollten die Kanonen. Aber wir föhnten uns, als wir den ersten Ansturm der Geföhle überwandern hatten, selbstam geföhrt und beruhigt in dem Wissen um die deutsche Weihnöcht, um die Wiedergeburt des Lichtes. Wir würden ja wieder gefunden, und vor allem — um uns ging es ja gar nicht! — eines Tages würde das herrliche Licht einer Friedensweihnöcht nach dem großen Siege uns scheinen! Man mußte nur geduldig sein — und immer tapfer!

Wochen später waren wir so weit. Ein Lazarettzug brachte uns in die Heimat.



Bi rneck mit Burg und dem „Hohen Mantel“

jam verlosch, und gingen dann im Dorf in der Volksmenge unter, die sich drängend, wie Lämmer in froher Erwartung, bereits die enge Straße hinaufschob, in die weit geöffnete Kirche hinein, mitten in das Meer von Klang und Licht, Orgelspiel und brausendem Gesang, an die Krippe hin zum holdseligen Kind. Ja, zum Kinde der Hirten, das einer von ihnen selbst geschnitten und gemalt, in seiner Hütte über den Wollen, unter den Augen der anderen Hirten und bei seinem Wert von ihnen beraten. Doch in ihrer Einsicht dessen kaum mehr gedenkend, bereiteten sie es nun auch mit an.

Und nach der Mette sahen wir die Hirten wieder, wie sie inmitten der langentbehrten Hyren zu den heimatischen Höfen hinaufstiegen, hierin und dahin, um für einen Festtag unter das warme Dach heimzukehren. Bei Eltern und Geschwistern wollten sie bleiben, oder Weib und Kind, wenn sie deren hatten, sich einmal wieder in ihrer Liebe zu wärmen, mit ihnen am festlichen Schmause zu laben und in einem weichen Bette zu schlafen, bevor sie wieder aufstiegen zu ihren Tieren, über alle Felder und Wälder hinaus, in die große rauhe Einsamkeit ihres Lebens.



Im Winterlager

Der Weihnachtsbaum

Frontisizze von Ludwig Ries

Gleich einem einzigen weißen Faden breitete sich die Schneewüste bis zu den bolschewistischen Stellungen hin aus. Sie lagen drüben, wo der eisgraue Dezemberhimmel die meterhohen Neuschneeberge zu beruhigen schien. Das Scherenfernrohr ließ die schwarzen Schichtziegel der Bunker deutlich erkennen. Jede Bewegung der Bolschewisten hielt das deutsche MG mit seinem Gebell nieder. Doch auch die geringste Tätigkeit vor der deutschen Blockhütte veranlaßte gegnerische Feuerüberfälle. Zwar waren der Nachschubweg und der Ausgangspunkt für die Eisenholer durch geschickte Tarnung der feindlichen Sicht entzogen, fast ohne Beschuß, doch der seitlich zurückliegende Gang und die angrenzende Schlucht mußten in regelmäßigen Zeitabständen bolschewistische Sprenggranaten ertragen. Und gerade dort — ungefähr hundert Meter von der deutschen Vorkampfstellung entfernt — erhob sich eine kleine, noch unversehrte Fichte über das Unterholz.

„Ein richtiger Weihnachtsbaum!“ meinte der Obergefreite, der die Kampfgruppe führte, am Morgen vor dem Weihnachtsfesttag. „Das Baumchen müßte man holen.“

„Dann hätten wir einen vorchriftsmäßigen Lichterbaum!“ bekräftigte der Gefreite Peter Burghardt. „Wir hätten einen Baum wie zu Hause. Der war etwas für meine Vuden!“ Er erzählte er von seinen drei Jungen. Er sorgte für die Kampfgruppe wie ein Vater. Die Kameraden nannten ihn „den Alten“. Gestern war er mit dem Bau der Bettgestelle, Tische und Stühle fertig geworden. Zum Mittag hatte er wieder in seiner selbstverständlichen Art „zusätzlich“, wie er sich ausdrückte, eine gute Suppe bereitet.

„Heute abend!“ rief der Alte. „Heute abend haben wir das Fichtchen von drüben hier auf unserem Tisch!“

„Peter, das soll ein Wort sein!“ krächte Hans Draeger von der MG-Bedienung. Sie nannten ihn „das Kind“, nicht, weil er jünger als die anderen war, sondern wegen seines hohen Diskants, mit dem er auch jetzt das einseitige Stimmengewirr im halbbellenden Raum übertrug.

„Ihr könnt schon mit dem Baumtisch beginnen!“ erlächte er schwingend und lachte hell auf, ehe er aus der Hütte unmittelbar in den Laufgraben sprang und zum MG-Stand hastete, um dort abzuhören.



Partie aus Waldsdorf

Ob ich Weihnachten zu Hause bin? fragte mein Vetter. Hör mal, mein Junge, das sollst du als alter Tiefwasserfahrer eigentlich wissen: Wer sich der christlichen Seefahrt verschreibt, bei dem sind Feste an Land allemal Glücksfische. Seit ich vor zwanzig Jahren unserer Mutter unter den Armen durchlief und mit beiden Beinen zugleich in das Boot sprang, das mich auf die „Anne-Gesine von Brabe“ bringen sollte, hab' ich kaum ein halbes Duzend mal daheim unter dem Weihnachtsbaum gestanden. Und nun erst bei der Kriegsmarine! Nein, mein Junge, damit rechnet man besser nicht, dann wird was auch nicht enttäuscht. An Land — vielleicht, aber zu Hause? Wir wollen zufrieden sein, wenn es uns ergeht wie mir im ersten Kriegsjahr...

Damals liefen wir mit unserem Vorpostenboot kurz vor dem Fest einen Hafen an der Westküste an und hatten begründete Aussicht, bis nach Weihnachten liegen zu bleiben. Deutlich würde es nicht geben. Wir hatten eben erst eine längere Reparatur hinter uns, während der wir ein paar Tage nach Hause gewesen waren. Leider aber fiel auch der Landurlaub aus. Wegen schlechter Witterung. Jemandem war beim Einlaufen so gründlich verpaßt worden, daß der Alte in seinem Zorn ein dreitägiges Ausgehverbot erließ. Er hatte es auch wohl nicht immer leicht mit uns. Wir waren eine ziemlich raubheiniige Gesellschaft, allesamt seefahrende Leute, auf die er sich, wenn es hart auf hart kam, wohl bis zum äußersten verlassen konnte, die aber bei dem engen Zusammenleben auf dem kleinen Röhler dann und wann doch einmal ein wenig fester angepaßt werden mußten, wenn die Disziplin nicht aus dem Leim gehen sollte. Dennoch war es ein harter Schlag. Da hatten wir es nun geschafft, lagen zu Weihnachten im Hafen und waren doch weiter von der gemütlichen kleinen Gaststätte drüben jenseits der Hafenstraße entfernt, als wenn wir irgendwo bei Hornsreif oder im Stageraal herumshawelten.

Aber das Glück verläßt einen rechten Seemann nicht. Der Alte, der eigentlich gar kein Alter war und erst während der Werkschließzeit geheiratet hatte, bekam als Weihnachtsgeschenk den Besuch seiner jungen Frau und ging nach der Versicherung mit dem Wachoffizier, dem alten braunen Kapitän Jensen, der anfernen Fischdampfer im Frieden geführt hatte und nun als Obersteuermannsmaat Dienst tat, an Land. Sogleich stand es bei uns fest, daß auch wir nicht an Bord bleiben würden. Aber wie das anstellen? In Uniform war es natürlich nicht möglich. Wir mußten uns tarnen. Gelagt, getan. Schon eine Viertelstunde später sah die ganze Crew im schönsten Räuberzivil, Kroger über den Schultern und auf dem Kopf durchgestülpte Strümpfe, die wie Fuchsmützen ausfielen, in der kleinen Gast-

stätte und gab sich sorglos dem Grog hin, den man damals dort noch bekam. Was sollte uns auch geschehen? Wer uns nicht genau konnte, würde uns ohne weiteres für Matrosen der beiden Fischdampfer halten, die auslaufbereit neben uns lagen, und sollte es Alarm geben, so genügte ein Wiff des Postens, um uns in Zeit von Russkommandos an Bord zurückzubringen.

Der Abend verlief recht gemütlich. Die Wirtleute, die weitere Gäste nicht zu betreuen hatten, setzten sich zu uns, mit ihnen erschienen Teller mit Äpfeln, Nüssen und kleinen braunen Kuchen, und in der Ecke brannte ein Weihnachtsbaum. Es war fast wie bei Muttern, wenn sich nach der Versicherung die halbe Verwandtschaft einfand, um das Fest gemeinsam zu begehen. Aber auch hier galt das Wort von dem Tag, den man nicht vor seinem Ablauf lassen soll, und was fröhlich begann, schien trübe enden zu wollen.

Kurz vor Mitternacht betraten eine Dame und zwei Begleiter das Lokal. Ich sah nur noch goldene Knöpfe und goldschimmernde Dolden, dann rief es mich schon auf. Ich weiß nicht, wer es gewesen ist, nachher wollte es auch keiner getan haben, als sich der Jüngere der beiden jedoch nach uns umwandte, scholl wie an Bord ein „Achtung!“ durch den Raum, und die ganze Crew stand trotz Räuberzivil, Hände an der Hosennaht und Gesicht zur Tür, unbeweglich neben den Tischen. Zu uns herüber aber blickte unser Alter!

Einen Augenblick herrschte bekommenes Schweigen, und mancher mochte bedauern, nicht an Bord geblieben zu sein, denn wir hatten ihn mit unserem Streich natürlich nicht ärgern wollen. Wer aber konnte auch ahnen, daß der Kommandant, den wir in einem der großen Hotels vermuteten, in dieser unscheinbaren Klausel auftauchen würde? Der Alte blickte von einem zum andern, dann sagte er:

„In den Tugenden des Soldaten gehört, sich jeder Lage gewachsen zu zeigen. Wenn Sie sich also zur Uebertretung eines Befehls hinter der Maste des harmlosen Fischdampfermarroien verstecken, dann spielen Sie diese Rolle bitte auch dann weiter, wenn ich Sie dabei übertrapse!“

Verli...? Das fing gut an. Doffentlich hatte er nicht vor, uns bereits hier keine Strohpredigt zu verabfolgen.

„Ich hätte dann“, fuhr er scheinbar unbewegt fort, „die Möglichkeit, mich als alter Bekannter zu Ihnen zu setzen und mich mit meiner Frau und Kapitän Jensen von Ihnen zum Grog einladen zu lassen. Kaltes Bier haben wir heute nämlich schon genug gehabt.“

Wir blickten uns an, ungläubig noch, doch seltsam erleichtert, dann brach alles in befreites Lachen aus. Joch, drei sprangen nach Stühlen, der Wirt rief nach heißem Wasser, und um auch den letzten Rest von Verlegenheit hinwegzutreiben, rief in diesem Augenblick der Posten die Tür auf und rief:

„Warschau! Der Alte ist im Komarsch! Ein Signalgast vom Überboot hat ihn eben geleidet!“

Da hielt es auch den Kommandanten nicht mehr. Mit fröhlichem Lachen sagte er zu seiner Frau: „Siehst du, Else, und mit sowas muß ich nun zur See fahren.“



Der „Hirsch“ in Garmweiler

Erzählte Kleinigkeiten

Galante Krieger

War die Kriegsführung früher gewalttätiger als heute? Die Frage läßt sich nicht mit einem runden Ja oder Nein beantworten. Ein Ausnahmefall dürfte aber doch das Gefechten von Kastilien zutragen. Dieser tapfere Fürst, der um das Jahr 1200 das Ende der Maurerherrschaft in Spanien einleitete, besand sich gerade fern von Toledo, als die Araber diese Stadt berannten. Sie erschienen fünfzigtausend Mann stark vor dem Tor und verlangten Unterwerfung. Nun wollte gerade die Königin Eleonore in Toledo. Die schickte einen Abgesandten an den Befehlshaber der Belagerer und ließ ihm ausrichten, es schade sich doch wirklich nicht, daß so viele tapfere Männer ein schwaches Weib anzugreifen sich erdreisteten. Der König siehe in Treja. Ihn möchten die Maurer angreifen. Er werde sie gebührend empfangen. So eigenartig wie die Botschaft war die Antwort. Der maurische Befehlshaber ließ der Königin sagen, sie möge ihm die Huld erzeigen, auf der Stadtmauer zu erscheinen, damit er ihr mit seinen Soldaten den gewohnten Besuch anbieten könnte. In der Tat begab sich Eleonore mit ihren Hofdamen, sie alle prächtig gekleidet, auf eine der Bastionen. Höflich verneigten sich die Araber vor der Dame. Dann zog sie von dannen.

Ein fettes Honorar

Die dänischen Könige haben sich früher nicht ohne Erfolg bemüht, deutsche Professoren an ihre Universität Kopenhagen zu ziehen. Doch hatte die Befolgung der gelehrteten Herren oftmals unter den Kriegswirren zu leiden. Mit Recht erwähnt Bruno Roemisch im „Hippokraties“ als besonders merkwürdig ein Honorar, das der Professor P. Capitan für den ersten Almanach der medizinischen Fakultät der Universität Kopenhagen erhielt, den er 1549 in deutscher Sprache verfaßt hatte. Der Landesvater Christian III. begrüßte das Werk mit großem Beifall und belohnte es durch einen Ochsen, zwei fetts Schweine und eine Tonne Bier...

Weihnachtszeit! Eigentlich müßte es heißen: O du fröhliche Jugendzeit! Aus weiter Ferne steigen Bilder auf. Erinnerungsbilder.

Inmitten des Wohnzimmers steht ein lichterlängender, würzig duftender Christbaum. Unter ihm ruht eine prächtige weiße Gestalt mit langwallendem Schleier und goldgeränderten Fittichen: der Weihnachtsengel. Behutsam breitet er auf dem weichen Sinnen des Weihnachtsstuhls ein. Der Silberglanz des Glöckchens hat uns Geschwister soeben herbeigerufen. Mit offenen Mäulern bestaunen wir all die Herrlichkeit und den schönen Engel, der sich nun in seiner schlanken Größe erhebt und uns freundlich heranzwinkt. Es ist das fünfte Christfest, das ich erlebe, und bald wird der Ernst des Daseins in Form eines ABC-Buches an mich herantreten. Darum hat mich dieses Mal der Weihnachtsengel, sozusagen zum Abschied vom sonnigsten Teile des Kinderlandes mit ganz besonderer reicher Bescherung bedacht: einem Schaufelpferd mit echtem Fell, echter Mähne und echtem Schweif, einem lustigen Bajazzo, der trommeln kann, einem prächtigen Baukasten und einer Schachtel Zinnsoldaten. An all der Pracht kann ich mich nicht sattsehen, und meine älteren Schwestern jubeln über die prächtigen großen Puppen.

Die Schwestern reihen sich vor dem Tannenbaum auf und Augen. Auch ich singe mit, aber Worte, Rhythmus und Läne wollen nirgends so recht stimmen. Weich legt der lächelnden Mutter Hand sich mir auf den Mund, so daß ich nur selten Gelegenheit finde, zwischen den Fingern durch ein wenig zu quetschen. Da fällt plötzlich mein Blick auf die Hand des Weihnachtsengels. Just an der Stelle, wo ich vor einiger Zeit unser Zimmermädchen Aina in die Hand gebissen hatte, sehe ich eine kleine weiße Narbe.

"Mutti!" rufe ich. "Das ist ja kein Engel. Das ist unsere Aina!"

"Aber was fällt dir ein, dummer Bub!"

"Wenn es wirklich ein Engel ist, dann sag ihm, er soll ein wenig im Zimmer herumfliegen!"

"Hab ich dir nicht schon oft gesagt, daß die Engel nur im Himmel herumfliegen, auf Erden aber zu Fuß wandeln!"

"Ja, aber — — — Sag, Mutti, wie ist er dann vom Himmel auf Erden gekommen?"

Sächelnd droht mir der Vater mit dem Zeigefinger: "Du Raufweil! — — — Darfsten kleine Kinder so viel fragen? Sei zufrieden, daß dir der Engel so schöne Sachen gebracht hat. Do sehe dich mal auf dein herrliches Ross!"

Und er hebt mich auf das Pferd. "Heißa hopp, Reiter im Galopp!" Ich kann mich vor Stolz nicht fassen und fühle mich als General. Aber alles hat ein Ende, und so auch mein Ritt. Einer unserer Gäste, ein alter Wigbold, nähert sich dem Schaufelpferd und meint: "Nach der Arbeit schmückt das Essen auch das arme Tier muß etwas bekommen!" Er hebt dem Pferd ein Stück Zucker ins Maul, und im Nu ist es verschwunden. Nun hebt er den Schweif des Schaufelpferdes in die Höhe und zieht unter ihm das Stück Zucker unverfehrt wieder heraus.

Welche Vorstellungen dieser Hokusfokus in meinem Kopf erweckte, weiß ich heute nicht mehr. Ich weiß nur, daß ich dem Bauerpferschen schon auswich und mich ihm trotz allen Zuredens nicht mehr näherte. Als man mich darauf setzte, schrie ich Jeter und Morbio.

"Ich will kein Pferd, ich will eine Puppe!" beharrte ich auf meinem Protest. Als man mir sagte, daß Puppen ja nur für Mädchen, nicht aber für stramme Jungens seien, redete ich mich aus, ich verlange sie nicht für mich, sondern für den Bajazzo, der auch eine Frau haben wolle. Dagegen ließ ich mich nicht anreden. Meich nach den Feterispen war das schöne Schaufelpferd verschwunden, und ich erhielt die gewünschte Puppe, eine dralle Tirolerin, die weder die Augen schließen noch Mama sagen konnte. Jedenfalls hatte sie aber den Vorteil einer längeren Lebensdauer als die aristokratischen Puppen meiner Schwestern. Rämlich eines Tages, als die Mädchen in der Schule saßen, war ich sehr neugierig, wie so gerade diese Puppen die Augen schließen konnten. Um dem Rätsel auf die Spur zu kommen, schlug ich ihnen die Köpfe ein. Zu meiner Enttäuschung gewahrte ich nur einen ganz einfachen Mechanismus. Meine Schwestern waren außer sich, als sie mein Werk erblickten. Ich hätte nie zuvor gedacht,

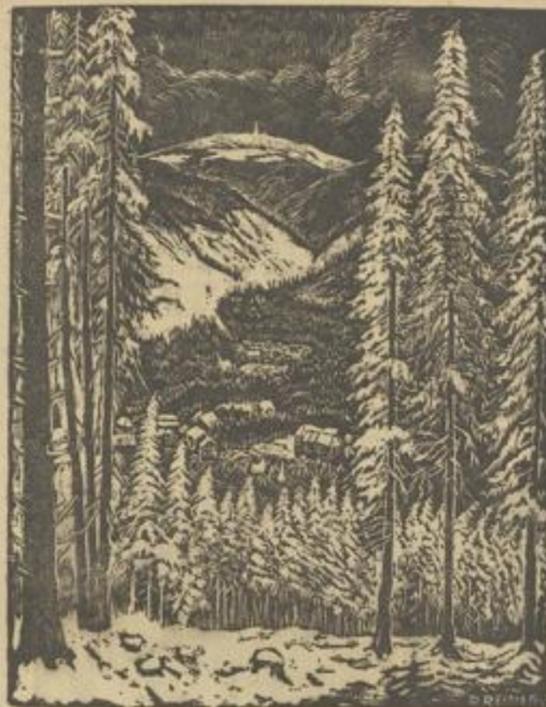
daß diese sonst so sanften Wesen zu Jaxien entarten könnten. Und bei der Heimkehr des Vaters legte es einige Schläge für mich ab, doch meinte er beim Mittagsmahl schmunzelnd: "Unser Kleiner hat offenbar Anlagen zum Naturforscher oder zum Chirurgen!"

Immer war es ein Lieblingswunsch meines Vaters gewesen, in mir einen tüchtigen Arzt großzuziehen und meinen Ehrgeiz in dieser Richtung zu wecken, indem er mir stets Lebensgeschichten großer Anatomen, Chirurgen und Internisten erzählte. Dies mag ein Grund sein, daß ich in meinen Kinderjahren großes Interesse für Naturkunde hatte und später, als ich schon zur Schule ging, dem Pfarrer im lateinischen Unterricht auf seine Frage, woraus der Mensch bestehe, feierlich erklärte: "Der Mensch besteht aus Knochen, Fleisch, Blut und Haut; die wichtigsten Organe sind Herz, Magen, Lunge . . ."

Weiter kam ich allerdings nicht. Die Tuben und Mädeln um mich herum jandigen vor Vergnügen. Der Herr Pfarrer aber winkte mir halb erzürnt, halb ergötzt ab und rief einen anderen Knaben auf, der ganz unkompliziert meinte: "Der Mensch besteht aus Leib und Seele."

Das hätte freilich auch ich gewußt — — —

Die nächsten Weihnachten waren bescheidener. Die Aina war noch bei uns, aber sie waltete nur ihres irdischen Amtes und schien jede Lust zu Himmelsbottschaften verloren zu haben. Kein Engel kniete mehr neben dem strahlenden Christbaum, und auf dem Gabentisch lagen für mich nur schöne Märchenbücher mit Bildern und wieder eine große Schachtel Zinnsoldaten aller Waffengattungen, denn meine frühere Armee war in verschiedenen Kriegen schon längst aufgerieben, ohne daß ich an ihr meine ärztliche Kunst erproben konnte. Zum Forscher, Anatomen oder Chirurgen habe ich es später auch nie mehr gebracht, und längst, längst schlafen schon alle im Mutter Schoß der Erde, die meine Kindheit froh umgaben.



Winter im Schwarzwald

Anno Domini 1648 / Von Ludwig Bäte

Der Apotheker Heinrich Amelung stand vor dem Fenster seiner Offizin am Markt der alten Stadt Osnabrück. Es war am Nachmittag des heiligen Abends 1648. Der Schnee fiel dicht. Das gegenüberliegende Rathaus, von dessen Freitreppe vor gerade zwei Monaten der Westfälische Friede verkündet worden war, war kaum zu erkennen, und auch die benachbarte Marienkirche verlor sich fast ganz im Wirbel der weißen Floden. Er stützte die Hand auf das Fenstergeländer. War das eine böse Zeit gewesen! Fast fünf Jahre lang waren die Herren hier und in Münster aus- und eingegangen. Währenddessen lief der Krieg ungehindert weiter, und als endlich der Friede kam, lag das Vaterland zerrissen und geschmätzt am Boden. Die Menschen waren bettelarm geworden, die Dörfer verwüstet, die Wälder weit in die leeren Gebiete eingedrungen. Die Herren hatten selbst auch keine gute Zeit gehabt. Die ehemals reiche Stadt war durch den langen Krieg arg heruntergekommen, es fehlte an bequemen Quartieren, die Post blieb oft stehen, und die Franzosen in Münster verbrauchten alles. Den Krieg in die Länge zu ziehen. Manche der vornehmen Ambassadeure waren oftmals in seiner Offizin eingelehrt, um einen Aquavit oder ein Glas Malvoisie zu trinken, sein Provisor Eschenreuter hatte die Gelegenheit benutzt, die bekanntesten Gesandten um eine Eintragung in sein ehemaliges Stu-

dententandum zu bitten, was gern und zum Teil sogar mit trefflichen Eschächen geschehen war.

Die Tochter trat ein. Er hörte ihren leisen Schritt und wandte sich um. Sie war ein stilles blaßes Mädchen von fast siebzehn Jahren, viel zu schön und zurückhaltend für diese fröhlichen Jahre.

"Vater", begann sie zart. "Der Weihnachtsstuden steht auf dem Tisch, ich habe auch die Milch schön heiß gemacht, wie du es gern hast. Willst du nicht etwas essen?"

Er küßte ihren blonden Scheitel: "Dah nur", sagte er still. "Ich möchte bis nach der Abendkuche damit warten. Aber ich du!"

Sie schmiegte sich eng an ihn. Ein Weinen würgte, er schluckte es rasch hinunter. Der Schnee trieb dichter, die Laterne an der Haustür zerrte mühsam an ihrer Kette. In der Kirche begannen die Fenster hell zu werden, man hatte wohl schon das Licht angezündet.

"Nein", erwiderte sie. "Ich esse dann mit dir zusammen. Weißt du übrigens, daß heute abend zum erstenmal wieder alle Glocken läuten sollen? Bei der Friedensverkündung waren es nur die beiden großen."

Er suchte sich zusammen und sah sie starr an. Sie verstand. Da hing ganz oben im Turm eine kleine Glocke, die nur geläutet wurde, wenn Aufruhr, Brand oder Mord was und wenn ein armer Sünder den letzten Weg ging. Sie war lange nicht gebraucht worden, der Rat hatte während der Verhandlungen ein doppelt strenges Regiment gerührt, so daß keiner selbst hätte, föndelich weit vom rechten Wege abzuweichen. Doch einmal war sie angeläutet worden: Als das Mädchen noch ganz klein gewesen war, hatte man ihre Mutter zu Richtbloß geführt. Böses Geschwätz hatte sie als Hege verdächtigt, bald darauf war ihr Haupt gefallen. Sie hatte auch brennen sollen, genau so wie die greise Mutter des ehemaligen Bürgermeisters Rodemann. Der Vater aber hatte eine hohe Summe an die Armenkasse gezahlt, worauf die Gnade der heimlichen Hinrichtung gewährt worden war. Die Schweden, die damals die Stadt besetzt hielten, hatten gegen beide Urteile protestiert und ihre Ausführung verboten. Der Rat aber, erbot über einen vermeintlichen Eingriff in seine verdrüßten Rechte, war unnachgiebig geworden. Die Frauen mußten es büßen. Ihr Opfer aber war dennoch nicht vergebens. Von dem grauenvollen Schicksal ergriffen, hatte die Stadt für die Zukunft jede weitere Exekution eingestellt.

Heinrich Amelung trat in das Zimmer zurück. Er schloß den breiten Bandhschrank auf. Die Tochter sah ihn ungewiß an. Er öffnete ihn selten und zumeist nur, wenn er allein war; er beharrte wohl seine Papiere darin auf. Jetzt aber griff er nach dem eng zugeschnittenen Kästchen, das hinten an der Rückwand stand. Er öffnete es. Ein schwarzer, mit funkelnden Edelsteinen besetzter Ring bligte golden aus.

"Er gehörte einst deiner Mutter", sagte der Mann. "Ich steckte ihn ihr am letzten Weihnachtsabend vor dem Kriege an die Hand, ein halbes Jahr darauf haben wir geheiratet. Das ist nun dreißig Jahre her. Trag ihn in Ehren. Und im Glück!" fügte er schmerzlich an. — "Vater!" sagte sie.

Er antwortete nicht und streich ihr nur sanft über die glühenden Wangen. Sie schien sich noch freuen zu können, trotz allem. Wie wäre auch das Leben sonst zu ertragen! "Nimm mir doch nicht dein liebliches Geschenk!" hatte er dieser Tage in einem Gebicht gelesen, das der gekronte Voet Andreas Gryphius in Schleisien auf den Friedensschluß von Osnabrück und Münster geschrieben. Draußen sängen plötzlich die Glocken zu dröhnen an. Er öffnete es. Ein schwarzer, mit funkelnden Edelsteinen besetzter Ring bligte golden aus.

Der Provisor trat herein. "Der Gottesdienst beginnt etwas später", erzählte er. "Es ist ein Unglück geschehen, die kleine Glocke oben in der Luke ist zerborsten und durch den Boden geschlagen. Es ist keiner verletzt, nur das Dach ist beschädigt worden."

Amelung gab ihm die Hand: "Es ist Friede geworden", sagte er. "die reinen großen Glocken klingen wieder, die sündigen Stimmen sind verstummt. Auch die, welche die Welt dafür hält. Wächte sie das bedenken und nicht wieder in solch großes Elend hinabstinken!"

"Das walt Gott!" emignete Eschenreuter. Die Tochter fuhr leise mit der Hand über die Augen.

Draußen rollten die Glocken nach dreißig Jahren zum erstenmal wieder in friedliches Weihnachtsland.

Jedern statt Tannenbäume / Von Elisabeth Wedekind

Es war genau fünf Wochen vor dem vierten Weihnachten im Weltkrieg. Man schrieb den 20. November 1917. Da wurden etwa 70 Deutsche mit ebenso vielen waterländisch gesinnten Griechen, die zu den Besten ihrer Nation gehörten, in die Verbannung auf die Insel Styros geschickt. Der Weltkrieg tobte um Hellas. Wohl gegen den Willen der meisten Griechen war die Kriegserklärung an Deutschland erfolgt . . .

Es war damals ein harter und kalter Winter, und auf der Insel Styros, die zu den nördlichen Sporaden gehört, schneite es tagelang. Höchst selten kam das vor. Die Telegraphendrähte zerrissen unter den Schneelasten, und der Sturm wüthete so, daß die Dampfer, die Post und Zeitungen für die malhergeffene Insel bringen wollten, nicht landen konnten.

Wenn man die Mädchen der Inselstadt, deren Häuser herabstürzend an den steilen Berg angelehnt sind, bis zu dem alten venezianischen Kastell hinaufstieg, hatte man an klaren Tagen einen unermeßlich weiten Blick: unzählige Klände tauchten aus der blauen Flut empor. Wohl jeder der Deutschen war einmal durch die griechische Inselwelt gefahren. Jetzt lebte man hier auf der einsamen Insel in der Verbannung, fern von dem gemächlichen Heim in Athen, fern der schwergeprüften Heimat. Man hätte auf Styros glücklich sein können, wenn nicht die bangen Sorgen gewesen wären . . . Das Weihnachtsfest kam heran. Gerüchte gingen damals um; von einer großen Revolution in Rußland wurde gesprochen, von Siegen und Niederlagen an den Fronten. Genauer war nicht zu erfahren. Die Verbannten durften das feste Vertrauen auf die Heimat nicht verlieren, und sie sängen an Vorbereitungen zum Weihnachtsfest zu treffen, denn sie wollten es noch alter deutscher Sitte feierlich und fröhlich begehen. Sie verschafften sich Getreide und brachten es in Kuchjoden zu den Mäulen am Meere, deren Flügel sich im Wintersturm breiteten. Ein Weihnachtsfest ohne Stollen und Gebäck sollte es nicht werden. Andere versuchten, einen Weihnachtsbraten

zu erziehen, und schließlich mußte man auch an die Beschaffung der Weihnachtsbäume denken. Tannen gab es auf der bergigen Insel nicht, und so wurde der Tannenbaum durch schön gewachsene Jedern ersetzt. Abends sah man am Herdfeuer und machte aus dünnem Papier den Christbaum schmuck, und bei dem Kränzen der kleinen Inselstadt wurden alle Herzen und Nichten aufgelaugt, die aufzutreiben waren.

Der heilige Abend kam heran. Es war eine klare, wundervolle Nacht, als die deutsche Zoonopolonie auf der Insel Styros ihr Weihnachtsfest feierte: alleinstehende Landleute waren bei denen zu Gaste, die eine Feier gemeinsam veranstalteten, und die jüngeren Leute zogen als tanzende Sänger vor die Häuser der deutschen Volksgenossen. Die Griechen feierten damals das Weihnachtsfest dreizehn Tage länger.

In den Wäldern der Inselstadt herrschte am 24. Dezember 1917 ein Leben, wie Styros es nur selten kannte. Hell und feierlich klangen die Weihnachtslieder: "Stille Nacht, heilige Nacht" — "O du fröhliche" — "Es ist ein Ros entsprungen" zum sternensunkelnden Himmel auf. Die erstaunten Inselaner, die übrigens die "feindlichen Ausländer" sehr freundlich aufgenommen hatten, sahen zum erstenmal ein deutsches Weihnachtsfest, sahen jenen geheimnisvollen, zu Herzen gehenden Glanz, der von Deutschland erzählt, das weit von hier um sein Leben kämpfte und plötzlich mitten unter die Styrioten gekommen war. Neugierig schauten sie von außen durch die Fenster, um einen Schimmer des brennenden Baumes zu erblicken.

Als dann die Lichtstümpfen auf den hohen Jedern am letzten Tag des alten Jahres noch einmal angezündet wurden, drängten sich die griechischen Freunde zur deutschen Solvesterfeier, und für das Häußlein Verbannter auf einsamer Insel war es wohl die schönste Neujahrsgabe, daß die griechischen Einwohner von Styros ihnen immer wieder mit fester Zuversicht sagten: "Deutschland wird niemals untergehen!"

